

Nr. 33. Bydgoszcz/ Bromberg, 11. Februar 1938



(20. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Eine Stunde später verläßt sie das Rainerhaus; als Verlobte seines Chefs, der sie bis über die elf flachen Stufen des Hochparterres geleitet.

Nein, nein. Er darf jetzt nicht mit ihr kommen. Er soll weiter seine Sprechstunde abhalten. Inzwischen wird sie vom Edenhotel, wo sie bei ihrer heutigen Ankunft aus Danzig abgestiegen ist, in die von ihm empfohlene nahegelegene Pension „Splendid“ übersiedeln, die Fräulein Waldner so sehr gelobt hat.

Gelobt hat. Gottlob ist ja die alte Schachtel mit der kleinen holländischen Kröte schon abgedampft. Sonst würde Felicitas kaum die Bereitwilligkeit zeigen, im selben Haus mit ihr zu wohnen. Die beobachtenden Augen der alten Dame und die sehr klaren ihrer jungen Schutzbefohlenen waren ihr nicht immer angenehm gewesen . . .

So aber ist sie mit dem Logis in dieser Pension durchaus einverstanden und heilfroh, daß es Bernd nicht weiter auffiel, warum sie eigentlich nicht wieder bei den Lorenzens abgestiegen war. Zum Glück denkt er aber nur daran, daß sie in seiner unmittelbaren Nähe wohnen solle, die kurze Zeit bis sie ihm für immer gehören würde.

Ja, er hat von selbst schon in dieser ersten Stunde von baldiger Heirat gesprochen.

„Kein langes Warten, Liebste! Nicht wahr? Wir haben doch schon so unendlich viel nachzuholen. Ich will nur nicht gerade mit dem Trauerflor am Arm das Aufgebot bestellen. Das wäre geschmacklos.“

„Gewiß,“ hat sie entgegnet, „deine gesellschaftlich immerhin exponierte Stellung verpflichtet dich zur Rücksichtnahme auf das, was allgemein als passend oder nicht erachtet wird. Überdies . . . möchte ich gern doch auch ein paar Wochen noch für mich haben . . . ich . . .“ und wieder ist ihr die Note „mädchenhafte Scheu“ hervorragend geglückt.

„Aber du bleibst in diesen Wochen hier, fährst nicht nach Wien!“ hat er beschwörend gedrängt.

„Ich bleibe gern,“ ist ihre Antwort gewesen, darin diesmal mehr Wahrheit als je sonst enthalten war. „Mich zieht nichts nach Wien. Ich stehe nicht gut mit meinem Vater . . . er wird wohl auch bald wieder heiraten. Du wirst dich seiner wohl noch entsinnen. Er war niemals der Vater einer erwachsenen Tochter, sondern stets nur der Typus des schönen, interessanten Mannes . . . Nun, er ist das alles immer noch und sehr bewußt . . . Darum ging ich aus dem Hause . . . deshalb bin ich heimatlos geworden . . .“

Damit hat sie nun glücklich auch noch Bernds Mitleid wachgerufen, jenes Mannesgefühl, das sich in dem Bestreben offenbart, dem geliebten Wesen Hort und Schutz zu sein.

Ganz zart hat er sie gestreichelt und mit verhaltener Innigkeit gesagt:

„Deine Heimat ist in meinem Herzen, und mein Haus wird das deine sein.“

Nun hat Felicitas also, was sie haben wollte. Es ist rasch gegangen. Unglaublich rasch. Weil ein Boot auf der Havel gekentert ist und eine blonde Frau die Waffen gestreckt hat. So hat es überhaupt keines Kampfes gegen sie bedurft. Damit hatte sich der erste, schwerere Teil der Angelegenheit erledigt. Und der zweite, an sich schon bedeutend leichtere, ist sogar auch noch einfacher zu Ende zu bringen gewesen, als man sowieso annehmen konnte. Weil sehend gewordene Augen dennoch blind geblieben sind und ein Mann ihr so verfallen war, daß er erst gar nicht erobert zu werden brauchte.

Und trotzdem sieht das schöne Mädchen — jetzt allein in ihrem Hotelzimmer — gar nicht einer Siegerin gleich. Kein Triumphgefühl stellt sich ein bei ihr, die nervös hin- und hergeht zwischen geöffneten Kästen, Laden und Koffern, zwecklos Dinge zur Hand nimmt und wieder fortlegt; in einer Art, die man kaum mit „Zusammenpacken“ bezeichnen kann.

Schließlich schleudert sie mit einem Fußtritt eine Hutschachtel, die ihr im Wege steht, in die äußerste Zimmerecke und wirft sich selbst auf die Couch.

Sie stöhnt. Unruhe flackert im grünen Schimmer ihrer Augen, und abergläubische, graue Angst kriecht in ihr hoch.

Weit, meilenweit entfernt noch ist sie vom Ziel . . .

Über Bernd braust indes die Sprechstunde hin.

Er reißt alle Sinne und Spannkraft an sich, beschwingt vom inneren Jubel seines Herzens.

Er entfaltet sein ganzes, großes, mit Recht so berühmtes Rechtsanwaltstalent, seine bezwingende Rednergabe. Er erklärt, berät, beurteilt, tröstet.

Seine Mandanten haben alle Ursache, der überragenden Persönlichkeit ihres Anwalts gläubige Gefolgschaft zu leisten.

Und dann hat er auch den letzten Klienten erledigt, sowie die abschließende Rücksprache mit Gödicke genommen.

Bevor er nun geht, öffnet er den von einem alten französischen Stich verdeckten kleinen Wandtresor.

Das letztemal hat er als Blinder die hier aufbewahrte dunkelbraune, längliche Saffiankassette ertastet, um Blandine die Perlenkette seiner Mutter zu geben. Perlen sind bei aller Kostbarkeit doch ein einfacher Schmuck. Und sie müssen getragen werden auf lebendiger Haut, damit sie selbst nicht absterben. Das hat er damals der Frau erklärt, die das wertvolle Geschenk ablehnen wollte.

Aber daran denkt er jetzt nicht, indes er einem mit rosa Atlas wattierten und mit kleinen Silberbeschlägen verzierten dunkelvioletten Samtwürfel einen Ring entnimmt. Sein Reif ist ziseliertes Platin. Das Mittelstück ein Brillant in Haselnußgröße von klarstem Wasser und kunstvollem Rhomboidschliff. Es ist das kostbarste Stück des kostbaren Rainerschen Familienschmucks. Geschenk eines indischen Nabobs an Bernds Urgroßvater, als Anerkennung für einen besonders wertvollen juridischen Rat. Die Geschichte wäre zur Legende geworden, hätte nicht dieses sehr sichtbare Zeichen sie zur nüchternen Tatsache gestempelt. Ungeachtet

seiner unerhörten Kostbarkeit, hat keine der Rainerfrauen diesen Ring bisher gern getragen, und wenn überhaupt, so nur zu großen, offiziellen Anlässen. Sein Glanz war ihnen allen zu kalt gewesen, seine Pracht zu schwer.

Aber auch daran denkt Bernd nicht, als er ihn in die Tasche seines Sakkos gleiten läßt . . .

Fest umspannt ihn seine Rechte.

Elastischen Schritts sucht er seine Wohnung auf.

*

Die Verlobung Bernd Rainers mit Felicitas Olgers wurde zwar nicht offiziell besonders bekanntgegeben, aber doch selbstverständlich den Freunden des Hauses mitgeteilt. Zunächst Helbing; dann den Geschwistern Lorenz und Fräulein Waldner nach Dresden. Selbstverständlich auch dem gesamten Kanzleipersonal. Und Burkhardt erwähnte diese Neuigkeit dann in einem Brief an seinen Vater.

Die Glückwünsche, die Bernd erhielt, waren samt und sonders gemessen. Und würde er nicht in einem solchen Rausch leben seit jener Stunde, die er Felicitas zuerst im Arm gehalten, so hätte er fühlen müssen, daß diese Gratulationen aus — Tadel und Bedauern bestanden.

Aber er ist so erfüllt von Felicitas, von seiner schrankenlosen Liebe zu ihr, daß nichts anderes daneben Platz hat oder auch nur Bedeutung gewinnen kann.

Ihm fällt kaum auf, wie Helbings Besuche immer seltener und kürzer werden, wie zurückhaltend Lorenzens sich geben.

Um so besser jedoch sieht und versteht Felicitas diese Zeichen unverkennbarer Ablehnung. Und sie ärgert sich maßlos darüber, weil sie weiß, daß ihr gegen diese feindliche Einstellung keine Macht gegeben ist.

Durch zynische Bemerkungen, die sie Helbing an den Kopf wirft, sobald sich ihr auch nur ein Minuten währendes Alleinsein mit ihm bietet, öffnet sie dem in ihr kochenden Zorn ein Ventil. So sicher ist sie Bernds, daß sie bei diesen Gelegenheiten mit unverhüllter Geringschätzung seine irrsinnige Verliebtheit bespöttelt. Und selten versagt sie sich auch noch irgendeinen Hieb auf Blandine.

Helbing bringt es fertig, diese Angriffe Felicitas zu überhören, nur um den ahnungslosen Freund nicht zu verlieren.

Lorenzens gegenüber kann Felicitas sich natürlich nicht so gehen lassen. Zudem begegnet man ihr von dieser Seite mit solch kühler, ja verletzender Fremdheit, daß der Verkehr mit Dahlem nach und nach gänzlich einschläft.

Ihr Versuch eines Flirts mit dem feschen Assessor Burkhardt scheitert kläglich.

Fast ausschließlich auf ihren Verlobten angewiesen, der immer nur sehr verliebt ist, aber der Trauer halber keine der von ihr so geschätzten Vergnügungsstätten aufsucht, beginnt sie sich bald kläglich zu langweilen.

Langeweile aber ist gefährlich . . .

Zur Langeweile gesellt sich die Unrast ihres Wesens, jener verhängnisvolle Hang, den der Waldner scharfe Beobachtungsgabe sofort erkannt hatte, als sie Felicitas zum ersten Mal begegnet war. Sie hat ihn damals Helbing gegenüber als dieses Mädchens absolute Lust am Bösen schlechthin charakterisiert. Und diese Lust am Bösen gibt Bernds Braut nun den Gedanken ein, sich Blandines kleines Reich anzueignen.

Während ihr Verlobter in seiner Sprechstunde tätig ist, treibt sie im ersten Stock des Rainerhauses ihr Unwesen. Kommandiert das Personal. Befiehlt, den „Plunder“ aus Blandines Zimmer zu schaffen, nachdem sie selbst in den Schränken und Schüben gekramt hat.

Vorher hat es noch einen kurzen Kampf mit Lord gegeben, der heute zum erstenmal durch gefährliches Schnappen nach Felicitas seiner instinktiven Abneigung gegen diese Ausdruck gegeben hat, eine Abneigung, die er bisher nur durch böses Knurren an den Tag gelegt hatte. Erst Emils gütliches Zureden ist es gelungen, das Tier zu beruhigen.

Seit jenem Tag, da Blandine das Haus verlassen hatte, um nicht mehr dahin zurückzukehren, ist der Hund überhaupt leicht erregbar. Sein verzweifeltes, vergebliches Suchen nach der Herrin hat sich erst bei der Wiederkehr des Herrn besänftigt, von dem er jetzt am liebsten überhaupt nicht mehr weichen würde. So, als müßte er ihn bewachen, daß nicht auch ihm etwas zustoße.

Nur Felicitas Olgers Gegenwart verscheucht ihn regelmäßig von Bernds Seite. Unmißverständlich zeigt das kluge, instinktsichere Tier seine Abneigung.

Er lehnt die neue Herrin ab, die jetzt verächtlich die Nase rümpft über die vorgefundene Garderobe Blandines.

Ein dunkelblaues Jackenkleid, einen hellgrauen Sportrock, ein paar strenge Hemdblusen aus weißer und bastfarbener Naturseide; dazu Selbstbinder. Etwas Wäsche, Strümpfe und Schuhe; ebenso schlicht. Das Mindeste an Handschuhen. Gar nichts Überflüssiges; keinen Schmuck, keinen Tand und auch keine Kosmetika.

Sonst nur noch ein peinlich genau geführtes Wirtschaftsbuch; darin die letzte Abrechnung mit der Köchin und den Überschuß von 16 Mark und 75 Pfennigen in einer kleinen, besonders dafür bestimmten Geldbörse. Ein Beweis, daß die erfolgreiche Rechtsanwältin neben ihrer großen Praxis auch allen ihren Hausfrauenpflichten in vollem Maße gerecht geworden ist.

Dann ein paar zerlesene Bücher, deren Vorsatzblätter noch Blandines Mädchennamen tragen. Goethes Faust, die Shakespearschen Königsdramen, Dantes Göttliche Komödie, ein Band Stromnovellen, die Briefe Richard Wagners an Mathilde Wesendonk . . .

Lauter Dinge, die gar nicht nach Felicitas' Geschmack sind. Ganz unmöglich aber findet sie den gerahmten Bibelspruch an der Wand.

„Weg damit . . . und ein bißchen fixer!“ herrscht sie den Diener an. Tatsächlich arbeitet Emil nur zögernd und sehr widerwillig. Er verurteilt, so wie auch Minna und Lotte, dieses Auftreten und pietätlose Vorgehen der hochmütigen Braut des Herrn Doktors.

„Wenn die einzieht, denn ziehe icke aus,“ hat die Köchin schon vor Tagen fest entschlossen erklärt, und Emil nimmt sich nun vor, es ihr gleichzutun.

„Lotte!“ ruft jetzt Felicitas, „wo ist das Spitzenkleid von Frau Rainer?“

Das Mädchen, von Fräulein Olgers rücksichtslosem Kommando seit Tagen schon eingeschüchtert und verstört, zuckt bei dem scharfen Anruf unwillkürlich zusammen.

„Na, Sie werden sich doch noch des Kleides zu erinnern wissen, das aus so kostbarem Material war, daß ich es selbst noch verwenden will.“

„Gewiß, gnädiges Fräulein, es wurde ja von der Marbach erst kurz vor dem Unglück geliefert.“

„Also, her damit!“

„Entschuldigen, gnädiges Fräulein, ich weiß nicht, wo es ist, oder sein könnte.“

„Quatsch. Spielen Sie hier nicht die Unschuld vom Lande. Das Zeug, das hier in den Schränken hing, können Sie sich in Gottes Namen nehmen, aber diese Spitzentoilette will ich haben. Verstanden!“

„Ja, jetzt hat das Mädchen verstanden. Verstanden, daß diese eingebildete, herrschsüchtige, hochfahrende, schlechte Person — denn nicht anders bezeichnet sie Felicitas in der Stille — sie, die Lotte Krämer, des Diebstahls bezichtigt! Das ist aber denn doch selbst für eine so sanfte Taube wie eben diese Lotte Krämer zu viel. Jetzt ist ihr alles egal. Und so sagt sie Fräulein Olgers einige unangenehme Wahrheiten, die sie zwar ihre gute Stellung in diesem Hause kosten, aber ihr empörtes Gemüt bedenkend erleichtern.

Dann packte sie ihren Koffer, wobei Emil und Minna ihr behilflich sind. Merkwürdigerweise läßt Felicitas es geschehen, ohne Diener und Köchin an ihre Arbeit in Blandines Zimmer zurückzurufen.

So findet Bernd des Abends in seiner Wohnung allerhand Unordnung, ein fristlos entlassenes Stubenmädchen, verkniffene Gesichter bei Diener und Köchin und seine Braut aufs höchste verstimmt.

Die Erklärung, die er zu dieser eigenartigen Lage erfährt, macht ihn, trotz Felicitas' stark frisierter Darstellungsweise, denn doch stutzig.

Zum erstenmal übt er Kritik an seiner Verlobten. Eine Kritik, bei der sie schlecht wegkommt. Sie fühlt das sehr wohl und beendet darum so bald als möglich das wenig erquickliche Beisammensein.

„Ich habe Kopfweh und möchte zu Bett.“ Dabei vergreift sie sich im Ton und sagt es statt leidend ausgesprochen ungezogen.

Ohne besondere Erwiderung begleitet Bernd sie das kurze Wegstück zur Pension. Dabei wird wenig gesprochen, und der Abschied ist merklich kühl.

Bernd geht nicht gleich nach Hause. Er will Helbing aufsuchen, will in einem Beisammensein mit dem Freund den dumpfen Druck loswerden, der sein Gemüt belastet.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Grenzvergehen.

Kriminalskizze von J. H. Rösler.

Der Zug lief auf der Grenzstation ein.

Beamte betraten den Wagen.

„Ihren Paß, bitte!" — „Hier."

„Danke. In Ordnung. Ihren Paß, gnädige Frau?"

Hermine von Manns öffnete nervös ihre Handtasche. „Bitte." — „In Ordnung." — „Danke."

Sie atmete sichtlich auf.

„Wieviel Geld haben Sie bei sich?"

„Oh — nicht viel — was man mitnehmen darf —"

„Welchen Betrag haben Sie?"

Die junge Dame wurde immer nervöser.

„Ich sagte ja — wieviel ich mitnehmen darf —"

„Zeigen Sie mir bitte Ihre Handtasche!"

Der Beamte nahm die Handtasche. Öfnete sie. Zehn Mark waren darin. „Sie haben den gesetzlichen Betrag. Warum sind Sie so nervös?"

Sie nahm ihren Schirm von der einen Hand in die andere.

„Ich bin doch nicht aufgeregt! Und wenn man es ist — auf der Grenze — ich reise nicht oft — Sie werden das verstehen —" Schon wieder wechselte der Schirm seinen Platz.

„Geben Sie mir den Schirm!" verlangte der Beamte.

„Bitte?" — „Ihren Schirm!"

„Nein! Warum denn? Einen Schirm darf man doch über die Grenze nehmen! Oder nicht?"

„Wenn Sie den Schirm nicht gutwillig ausfolgen . . ."

Die junge Dame begann hilflos zu weinen.

Der Beamte nahm den Schirm, faltete ihn auseinander. Nichts Verdächtiges kam zum Vorschein. Als er ihn zurückreichen wollte, stutzte er. Der Griff saß merkwürdig locker. Ein paar Drehungen. Ein hohler Raum kam zum Vorschein.

„Nein!" — „Und dieser Zehnmarkschein?"

„Ich wollte nur — es ist das erste Mal, wirklich! — werden Sie mich verhaften? Was werden Sie tun?"

Der Beamte gab keine Antwort. Er notierte aus dem Paß die näheren Daten. Dann gab er ihn zurück.

Das Geld ist beschlagnahmt. Da es sich um keinen größeren Betrag handelt, werden Sie nicht sofort verhaftet. Der Fall geht an die zuständige Polizei Ihres Wohnsitzes weiter."

Die junge Dame hielt sich kaum auf den Füßen. „Komme ich — komme ich ins Gefängnis?"

„Aufhängen wird man Sie nicht!"

Der Beamte grüßte. Verließ das Abteil.

*

Der Zug lief über die Grenze. Die junge Dame war gar nicht mehr nervös. Sie lächelte spöttisch vor sich hin und schien den Vorfall vergessen zu haben. Kaum daß der erste Grenzstein hinter ihnen lag, hatte sie sich völlig verwandelt. Aus dem unsicheren Mädchen war eine erfahrene Weltdame geworden. Der Herr, der mit ihr allein im Abteil saß, schien sichtlich überrascht.

„Sie kennen sich nicht aus?" fragte Hermine von Manns spöttisch.

Er lächelte: „Doch. Beinahe."

„Ihre Meinung?" — „Sie haben dem Beamten eine kleine Komödie vorgespielt."

„Nicht schlecht erraten."

„Sie haben absichtlich den Verdacht auf Ihren Schirm gelenkt."

„Ich gebe es zu. Aber warum?"

„Ein kleines Grenzvergehen wird nicht hart bestraft. Zuchthaus gibt es erst auf größere Beträge, sagen wir auf zehntausend Mark. Wenn man diese bei Ihnen gefunden hätte — aber man konnte sie nicht finden."

„Weil ich sie nicht bei mir hatte", sagte sie schnell.

Er schüttelte den Kopf. „Das behaupte ich nicht. Sondern weil Sie dem Beamten so geschickt die Komödie einer ungeschickten Frau vorspielten, daß er gar nicht auf den Gedanken kam, Sie wären nicht Hermine von Manns —"

Die junge Dame war aufgesprungen. „Woher wissen Sei meinen Namen?"

„Ich weiß sogar noch viel mehr. Ich weiß sogar, daß Hermine von Manns nicht Ihr Name ist, sondern daß Sie Maria Moll heißen und sehr oft über diese oder jene Grenze fahren. Ich hatte wiederholt den Vorzug, im gleichen Zug wie Sie zu reisen."

„Sie sind von der Geheimpolizei?"

Der Herr rückte ein wenig näher. „Ich will Sie nicht verhaften, Maria Moll. Ich will nur Ihre Bekanntschaft machen. Ich wünsche mir dies schon lange Zeit."

Die junge Dame gewann ihre Sicherheit zurück.

„Mit anderen Worten — ein Liebesantrag?"

„Ich muß Sie leider enttäuschen — nein. Ich will nur Ihre Arbeitskraft für mich gewinnen. Sie müssen zwar noch viel lernen, aber unsere Organisation hat gute Lehrmeister. Seit vier Jahren vermitteln wir — unter Umgehung der Behörden, wie Sie sich denken können — Gelder ins Ausland. Es handelt sich dabei um beträchtliche Werte, und wir zahlen unseren Agenten jeweils zehn Prozent des geschmuggelten Betrages. Ich hoffe, dies wird sich auch für Sie besser lohnen, als kleine Geschäfte auf eigene Faust zu machen. Außerdem laufen Sie weniger Gefahr, eines Tages erwischt zu werden. Dafür sorgt unsere Organisation."

„Ist der Vorschlag ernst?"

Der Fremde nickte: „Ja. Denn ich bin der Chef dieser Organisation. Hier sind die Unterlagen unseres Vertrages. Ich wäre nicht so offen zu Ihnen, wenn ich Sie nicht schon länger beobachtet hätte. Und wenn ich nicht — ich muß es offen gestehen — der Überzeugung wäre, in Ihnen eine tüchtige und nicht zuletzt angenehme Mitarbeiterin zu gewinnen . . . Also? Ihre Antwort?"

Die junge Dame lachte unsicher. „Bis jetzt haben Sie nur Vermutungen über mich ausgesprochen. Sie wissen nichts von mir. Aber setzen wir den Fall, ich wäre so, wie Sie denken — könnte Ihr Vorschlag nicht ebensogut eine geschickt gestellte Falle sein?"

Der Herr erhob sich. „Auch dieses Bedenken habe ich vorausgesehen. Hier ist mein Koffer. Ich öffne dies Geheimfach. Genügt Ihnen das, was Sie sehen?"

„Ja", sagte Maria Moll, „es genügt."

„Und Sie gehen mit mir?"

Sie nickte: „Ja. Jetzt ja."

*

Der Zug lief auf der Endstation ein.

„Haben Sie bereits ein Hotel?" fragte der Herr.

„Nein. Ich bleibe bei Ihnen."

Er nahm ihre Koffer und rief einen Träger.

Als sie auf dem Bahnsteig standen, traten zwei Herren auf sie zu.

„Hermine von Manns?" fragten sie. — „Ja."

„Sie sind verhaftet."

Sie lächelte: „Ich habe es erwartet. Ich bitte Sie, mich und diesen Herrn abzuführen."

„Aber das ist doch —"

Der Fremde suchte sich mit einem Ruck loszureißen.

„Halten Sie ihn fest!" rief die junge Dame. „Um mich brauchen Sie sich nicht zu kümmern. Ich komme sowieso mit. Denn den Haftbefehl gegen mich mit den Lichtbildern habe ich selbst beantragt. Ich heiße nämlich nicht Hermine von Manns, wie Sie ja wußten, mein lieber Reisegenosse, auch nicht Maria Moll, wie Sie glaubten, mein lieber Reisegenosse, sondern ich bin Beamtin der Geheimpolizei zur Überwachung des Devisenschmuggels. War ich geschickt als Ungeschickte? Wir verfolgen Sie schon lange Zeit, aber Beweise hatten wir nicht gegen Sie. Jetzt haben wir sie! Und mit ihnen auch Beweise gegen Ihre ganze Organisation, deren Pläne Sie mir vorhin zeigten."

Sie wandte sich an die Beamten: „Lassen Sie den Herrn abführen!"

Er lachte höhnisch: „Man wird mich freilassen. Noch besteht kein Auslieferungsbegehren gegen mich. In diesem Staat habe ich nichts verbrochen."

Die junge Dame lächelte: „Sie irren sich schon wieder! Den Auslieferungsantrag, von dieser Regierung bewilligt, trage ich nämlich schon seit drei Wochen in meiner Tasche."

Akulina, die Bärin.

Tierskizze von Woldemar Vosenstein.

Endlos und düster ist die Landschaft Sibiriens jenseits des Baikal. Wilde Felsschroffen, Wälder, in die sich nur selten der Fuß des burjätischen Jägers verirrt, schäumende Bäche und Seen, die geheimnisvoll und dunkel in den Himmel starren. Dann wieder Sümpfe, weit und undurchdringlich. Hier ruhen noch zahllose Skelette von Mammut und Vorwelthirsch, hier streift noch ungekränkt Familie Braun umher.

Akulina, eine Bärin in den besten Jahren, hatte in einem abgestorbenen hohlen Baum den Winter gut überstanden. Drei niedliche Junge entstiegen mit ihr so um den März herum der Unterwelt. Sie war eine zärtliche Mutter, das bekamen die übrigen Sumpfbewohner sehr bald zu fühlen. Sogar jenen alten Elchhirsch brachte sie auf den Schwung, der vor nicht langer Zeit einen Hauptbären geforkelt hatte. Auch alle Wölfe scheuchte Akulina fort, und als Tiger, der hier ab und zu Gastrollen gebende König der Taiga, im zottigen Winterpelz noch gewaltiger erscheinend, als er es ohnehin war, ihr ins Gehege kam, gab es einen Kampf, wie der Sumpf ihn wohl nur selten sah. Entrüstet grollend zog der Geohrfeigte davon; ein Glück übrigens für die Bärin, daß er satt war!

Trotz aller Fürsorge jedoch verlor Akulina an einem unglücklichen Tag ihren kleinsten Sohn. Zweimal schon hatte sie ein reißendes Wildwasser durchschwommen und die älteren hinübergebracht. Der dritte nun begann jämmerlich zu plärren, und die besorgte Mutter, im Glauben, ihn zu fest am Nackenfell zu halten, lockerte den harten Griff. Eine jähe Bewegung des Jungen, und er schoß in den Wirbeln davon. Vergebens schwamm und tauchte Akulina eine Weile umher — er war fort. So zogen sie denn um einen weniger ihres Weges — bei Tieren, zumal wilden, ist der Trennungsschmerz trotz großer Mutterliebe nicht allzu heftig, und der kleine Kerl war bald vergessen. Allerdings drückte die Milch, denn Akulina war ein äußerst gesundes, starkes Muttertier.

Durch die Mondnacht zog die Bärin mit den tüchtig herangewachsenen Jungen. Sie hatten nun die Größe kleiner Hunde, waren schon recht selbständig und bereiteten der Mutter manchen Ärger, wenn sie voll Übermut allerlei Unfug anstifteten und dabei mit anderem Getier in Händel gerieten. Oder sie verstiegen sich irgendwie und plärrten, bis die Alte sie holen kam. Da gab es regelmäßig Prügel, und sie jammerten noch mehr. Doch Ordnung muß sein, auch bei Bärens, und Kinder haben zu gehorchen! Allmählich fingen sie dann an, sich für die Jagden der Mutter zu interessieren. Sie nagten, wenn auch ungeschickt, an den Fleischbrocken gerissener Renntiere, und hin und wieder überraschte so ein kleiner Petz auf eigene Faust einen etwas zu sorglosen Schneehasen.

Nach und nach wurde das Mückengeschmeiß recht lästig. Doch Akulina wußte irgendwo einen herrlichen Tümpel, da konnte man baden und sich im Schlamm herumwälzen, so daß das widrige Kribbelzeug für eine Weile Ruhe gab. Also trottete man gemächlich dem Sumpfloch zu.

Plötzlich stutzte Akulina, drängte die vorwitzigen Kleinen zurück und windete, die runden Ohren erhoben, nach vorn. Dann erhob sie sich etwas, um besser äugen zu können. Mit dem Gesicht aber ist bei Bären nicht viel los; sie schnupperte wieder und wieder. Nein, nach Bär roch das nicht . . . Nun aber hörten auch die Kleinen etwas: da kläffte und klagte ein junges Stimmchen, ein weinendes Tierkind.

In der Bärin kämpften verschiedene Gefühle. Das erste war: Weglaufen!, das zweite: Auffressen!, und schließlich ein unerklärliches — das der Mutter! Wieder ertönte das hilflose Jammern — ein Plärren dann, das an Wolfsgeheul erinnerte. Langsam näherte sich Akulina dem Klagegetön. Auf einer kleinen Lichtung im Morast lag der starre Körper eines Wolfes. Sie beroch ihn mißtrauisch, wälzte ihn auf die andere Seite. Tot! Bei ihrem Herankommen war etwas davongehuscht. Zwei grüne Pünktchen leuchteten aus dem Busch, dann kam wieder das leise Winseln. Die Bärin schnaubte — Mißtrauen, Ärger und ein wenig Wohlwollen lagen darin.

Der kleine Wolf, dürr und abgekommen, kaum vermögend, sich auf den Läufen zu halten, war der letzte aus einem Geheck von Sechsen; seine Geschwister lagen verendet im engen Umkreis. Wohl hatten sie versucht, den toten Körper der Mutter anzunagen, waren dazu aber noch zu schwach gewesen. So war einer nach dem anderen dahingestorben, und nur der stärkste Jungrüde war übrig geblieben. Als dem Verschmachtenden aus der Ferne ein irgendwie verwandter Geruch entgegengeweht war, hatte er von neuem sein Klagelied zu singen begonnen.

Oft schon waren Artgenossen in die Nähe gekommen, doch stets waren es Rüden gewesen, die dem erfreut Entgegenspringenden den blitzenden Fang gewiesen hatten und davonstoben. Nun sah er eine massive, dunkle Gestalt sich mit dem Körper seiner Mutter beschäftigen, sah auch zwei kleinere Wesen, nicht viel größer, als er selbst es war. Behutsam wagte er sich einige Schritte aus dem Versteck hervor; sein Windfang schnupperte eifrig. Oh, das roch gut! Das roch nach Nahrung!

Die kümmerliche, kurze Rute fest eingeklemmt, das kindlich-große Gehör spielend und die kindlich-blaugrauen Lichter hilflos aufgerissen, stand er da wie ein Bild des Elends. Akulina trottete auf ihn zu, nur ein Schritt noch trennte die beiden voneinander. Da warf der Wolf sich auf den Rücken und zappelte mit den unbeholfenen, dicken Pfoten, so wie auch junge Hunde es machen, wenn sie bitten: „Tu mir nichts!"

Etwas Warmes, Mütterliches ging durch die Seele der Bärin. Als sie die kleine Waise beroch, sprang der Findling plötzlich auf die Läufe und leckte ihr die breite Nase. Dann umsprang er mit letzter Kraft die beiden Jungbären, die sofort zum Spielen aufgelegt waren. Doch der Kleine fiel kraftlos in die Kräuter, wenn eines der prallen Bärenjungen ihn anstieß.

Gemütlich brummend hatte Akulina sich auf die Seite gelegt. Dieses Zeichen kannten ihre Kinder: im Nu lagen sie nebeneinander und tranken schmatzend. Gierig stürzte sich auch der Jungwolf auf den langentbehrten Born. Als die beiden Bärchen sich schon zum Schlaf in die mächtigen Arme der Mutter gekuschelt hatten, trank der Findling noch immer, zerrte und zog, daß Akulina manchmal unwillig brummte.

Viele Wochen gingen dahin. Die jungen Bären waren tüchtige Rüpel und der Wolfsrüde ein vielversprechender Bursche geworden. Er antwortete regelmäßig auf den Gesang seiner Verwandten. Akulina spitzte dann die Ohren und brummte mißbilligend, doch ihn deshalb verstoßen — nein, das konnte sie nicht. Alle Beute, gleichviel, ob sie dem Tierreich oder der Pflanzenwelt entnommen war, wurde stets zusammen verzehrt, denn auch der Jungwolf schätzte die süßen Beeren der Taiga.

Als eines frühen Morgens ein Burjätentrapper die sonderbare Familie in behaglicher Ruhe antraf, glaubte er zunächst, seinen Augen nicht trauen zu dürfen — und diese adlerscharfen Schlitzaugen hatten doch noch nie getrogen! „Mir soll alles Wild entlaufen, und keine Felle will ich mehr erbeuten: es ist wirklich und wahrhaftig wahr, ich habe selbst gesehen, daß eine Bärin zwei junge Bären und einen Wolf säugte", hat er hernach berichtet.





„Dieser Film ist wohl nicht für Kinder verboten?"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg